

**Vorbemerkung: Zum Begriff der Grenze**

Was ist eine Grenze? Ich versuche, diesen Ausdruck existenzphilosophisch herzuleiten. Menschliche Existenz ist eine Form des In-der-Welt-Seins, die durch zeitliche und räumliche Anwesenheit bestimmt ist. Wenn uns die Existenz angeht, wir also existenzielle Erfahrungen machen, dann reden wir auch von Grenzerfahrungen. Dazu zählen wir insbesondere die Gefahr, das Leiden, die Schuld, die schwere Krankheit, den Tod - bei Sartre den Ekel -, oder auch die Rettung, das Wie-neu-geboren-sein, das Glück, die Geburt oder die Liebe. Grenzerfahrungen sind in erster Linie existenzielle Erfahrungen, die uns zeigen, dass wir da sind, sie manifestieren also unser Da-Sein. In diesem Sinne geht es immer um das Äußerste, ein Gewährwerden oder auch um Überspringen einer Grenze, es ist ein letztes In-Frage-stellen. Bei Grenzerfahrungen in existenzieller Hinsicht wird uns die Chance zugespielt, zu begreifen, dass unser Da-Sein einer Endlichkeit unterliegt, dass innerhalb einer Stunde oder gar einer Sekunde alles vorbei sein kann. Das Nichts (als existenzialistischer Gegenpol des Etwas) geht wie ein unsichtbarer Schatten neben uns her. Beim Begreifen oder Gewährwerden der Tatsache, dass unsere Existenz Grenzen hat, sind wir bei der Reflexion unseres Da-Seins und denken (vielleicht!) über unsere Lebenssituation bzw. über unser Leben an sich nach. Also kann man sagen, dass Grenzerfahrungen uns zum Nachdenken bringen (können), weil wir an die Ränder unserer Existenz, an die Grenzen unserer Möglichkeiten gestoßen sind oder gebracht wurden.

Die Grenze im existenziellen Sinne definiert unser Da-Sein - aber nicht nur das. Unser Begriff von Normalität oder von sozialer Wirklichkeit ist geprägt von vergesellschafteten Grenzvorstellungen, die im Lebensalltag angeeignet und reproduziert werden. Wenn wir sagen: „Der oder die bringt mich noch zum Wahnsinn“, dann bedeutet das auch, dass nicht nur meine persönlichen Grenzen berührt, verletzt oder sogar überschritten werden, sondern es können auch gesellschaftliche Vorstellungen dessen, was eine Grenze ist, mit gemeint sein. Die gesellschaftliche Reproduktion von Grenzen kann aber auch in ihr Gegenteil – wie z.B. der Ent-Grenzung von privaten und öffentlichen Räumen – umschlagen. Wir können dies etwa im Zugabteil beobachten, wenn mehrere Menschen so genannte Privatgespräche mit dem Mobiltelefon führen. Sind diese wirklich noch privat oder schon öffentlich? Oder: Wenn wir zuhause im Internet surfen, haben wir „die ganze Welt“ im Wohnzimmer zu Gast und gewähren Einblick in unsere Privatsphäre über Bildtelefon (Skype), sind auf Facebook und verschicken Photos oder Videos aus unserem Privatbereich. Können wir hier noch von Privatleben sprechen oder ist das ein öffentliches Wohnzimmer? Sind wir noch daheim oder schon Fremde im eigenen Haus? Also: Wo verlaufen denn die Trennlinien zwischen privat und öffentlich?

**Idee und Ausgangspunkt**

Die Idee für meinen Beitrag ist entstanden, weil es in der Jugendhilfe<sup>1</sup>, hauptsächlich im Bereich der Hilfen zur Erziehung, schon über Jahrzehnte hinweg einen Diskurs über so genannte schwierige oder schwierigste Jugendliche gibt, die umgangssprachlich als Systemsprenger bezeichnet werden. Die „Systemsprenger“, „Systemverweigerer“, „Systemirritierer“ usw. brauchen aber ein System, das sie sprengen können. Diese Jugendliche erleben Jugendhilfe als System, das sie nicht aushält. Grenzüberschreitendes Verhalten kann als eine für sie notwendige Überlebensstrategie betrachtet werden. Diese ist auch dadurch

---

<sup>1</sup> Dieser Text geht zurück auf einen Vortrag beim Schwarzacher Symposium, das von der Jugendhilfe-Einrichtung St. Franziskusheim Anfang September 2016 veranstaltet wurde.

gekennzeichnet, dass das Jugendalter generell als eine Phase der Grenzbearbeitung gilt und dass insbesondere Jugendliche in existenziellen Jugendalterkrisen das Vertrauensverhältnis zur Welt der Erwachsenen mehr oder weniger radikal in Frage stellen (müssen). Ein Schwerpunkt der Soziologie ist das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft und dabei soll aber nicht nur der Konflikt zwischen Mensch und Gesellschaft – von der auch nicht so leicht gesagt werden kann, was diese jeweils ist oder zu sein vorgibt - sondern auch das Möglichkeitspotential, das Menschen in einer Gesellschaft zufällt, in den Blick genommen werden. Es geht mir dabei um gesellschaftstheoretische Aspekte und um theoretische Aspekte der Lebensführung. Es geht auch um die übergeordnete Frage, wie eigentlich Kopplungen und Anbindungen zwischen Individuum und Gesellschaft funktionieren und wie es um die Anschlussfähigkeit des oder der Einzelnen in seiner Gesellschaft steht.

So ist mein Ansatzpunkt nicht der so genannte Systemsprenger, sondern das System selbst. Bei den meisten Tagungen und Symposien zum Thema „schwierige Jugendliche“ (z.B. „Systemsprenger verhindern – Wie werden die Schwierigen zu den Schwierigsten“, Deutsches Institut für Urbanistik im Dezember 2015) werden die Schwierigen unter die Lupe genommen und Interventionsstrategien der Fachleute diskutiert. Die Systeme selbst – in denen wir leben und arbeiten – werden eher außer Acht gelassen. Eine Systemkritik findet nach meiner Wahrnehmung kaum statt. D.h. ich habe mir die Frage gestellt, was wir eigentlich unter „System“ verstehen und welche Funktion ein System haben kann bzw. was es bedeutet, wenn wir von Systemen reden. Oder wie offen, wie geschlossen ein System ist – ob es den Charakter einer „totalen Institution“ (Goffmann) hat. In einer totalen Institution werden bekanntlich alle Lebensäußerungen der Insassen innerhalb der Institution geregelt. Typische Beispiele: Gefängnisse, Psychiatrien, Konzentrationslager, aber auch Heime bzw. Erziehungshilfeeinrichtungen. Auch das Kreuzfahrtschiff ist eine totale Institution.

Ein anderer - aber damit verbundener - Aspekt hier ist das Phänomen der Entgrenzung. Wir haben in der Jugendhilfe starke Entgrenzungsdynamiken, z.B. was die so genannte Kooperation Jugendhilfe und Schule, Ausweitung der Ganztageschule, „Schnittstellen“ Jugendhilfe und Kinder- und Jugendpsychiatrie (Stichwort: Psychiatrisierung der Jugendhilfe) oder anderen hybriden Prozessen wie Mischformen zwischen Gesundheitswesen und sozialer Arbeit zum Ausdruck bringen. Eigentlich ist mit Kooperation ja was Gutes gemeint, aber das Aushandeln von Kooperationsformen stellt immer auch eine Anfrage an die beteiligten Systeme dar, die von den anderen dann in gewisser Weise aufgeschaukelt werden. Zugespielt formuliert kann zu viel Kooperation die Architektur der beteiligten Institutionen zum Einsturz bringen. Weshalb – das werden wir im folgenden noch sehen. Ein charakteristisches Merkmal bei den so genannten schwierigen Jugendlichen ist, dass sie oft aus entgrenzten Alltags- und Lebenszusammenhängen kommen und deshalb immer gesagt wird, sie bräuchten klare Grenzen und Eindeutigkeit innerhalb eines klar strukturierten systemischen Rahmens. Wichtig erscheint mir bei derartigen Herangehensweisen, die freilich Ihre pädagogische Berechtigung haben, ob und inwieweit die Friktionen (Reibungen) bei Arbeitsabläufen zwischen öffentlichen und freien Trägern Auswirkungen auf den Hilfeprozess haben. Oder ob es sich vielmehr um eine Satinage des Jugendhilfesystems handelt, um „die Schwierigen“ zur Räson zu bringen.

Ich bewege mich bei meiner Herangehensweise im Schnittbereich von Soziologie und Sozialer Arbeit und möchte einen kleinen Beitrag zum Statusgewinn der Sozialen Arbeit durch Theoriebildung beitragen. **Meine Hypothese ist: Wenn wir die Funktionsweisen**

**und Aufgaben von Systemen – also Behörden, Institutionen, Einrichtungen freier Träger usw. nicht mit Bedenken und bei der Praxisreflexion außen vor lassen, dann lösen wir die Herausforderungen bei schwierigen und weniger schwierigen Jugendlichen (nur) bedingt – wir lösen sie immer systembedingt.** Wir lösen sie unter den Bedingungen, die uns das System vorgibt und die wir innerhalb unserer Systeme permanent reproduzieren. Hier gilt es also zu unterscheiden zwischen Akteurstheorie oder handlungstheoretischen Konzepten - d.h. auch Analysen von Interaktionen zwischen Akteuren in Organisationen - und systemtheoretischen bzw. organisationssoziologischen Herangehensweisen. Die organisationssoziologische Betrachtung von Hierarchien, Organisationsstrukturen usw. geschieht zunächst einmal unabhängig von den handelnden Personen. Wenn wir beispielsweise ein Organigramm anschauen und dieses zum Verständnis der Funktionsweise der Organisation heranziehen, treten die Personen in den Hintergrund, ja sie sind streng genommen austauschbar. Wenn sich herausstellt, dass eine Organisation immer wieder auf die selben ungelösten Fragen stößt, obwohl bestimmte Positionen schon mehrfach mit unterschiedlich kompetenten und qualifizierten Fachleuten besetzt wurden, liegt es vermutlich stärker an der Organisationsstruktur als an den Personen, die dann irgendwann scheitern und frustriert kapitulieren. Natürlich ist es ein dialektischer Prozess, weil eine Organisation sich ja nicht ohne Menschen verändern kann. Handelnde können durchaus organisationsverändernde und strukturbildende Maßnahmen in Gang setzen, in dem sie sich mit der Eigenlogik und Funktionsweise der Organisation beschäftigen und diese „neu aufstellen“. Es gilt dann, sich in die Organisationsstruktur einzumischen und diese als das zu sehen, was sie auch ist: ein autopoietisches System (Autopoiesis = griechisch: Selbstschöpfung), das sich aus sich selbst heraus herstellt.

### **Erster Zugang: Was ist ein System? – Anleihen bei Niklas Luhmann**

Damit komme ich zu Niklas Luhmann (1927-1998), der als einer der bekanntesten Baumeister der Systemtheorie gilt und der mit seiner wissenschaftlichen Arbeit zu systemtheoretischen Erkenntnissen in der Soziologie gelangt ist, die den Diskurs in den vergangenen Jahrzehnten maßgeblich geprägt haben. Der Begriff der Autopoiesis eines System war auch nicht unumstritten, beschreibt aber die Funktionsweise von Systemen, die sich immer wieder aus sich selbst heraus herstellen und reproduzieren, weil sie über Grenzen nach außen und innen verfügen, die sie in gewisser Weise gegen äußere Einflüsse immunisieren. **Um es vorweg zu nehmen: Ein wesentliches Merkmal eines Systems ist die Grenze. Will es sich behaupten oder bloß überleben, muss es seine Grenzen ziehen, definieren und setzen. Die Grenze charakterisiert das System.** Warum? Luhmanns Theorie geht zurück auf mikrobiologische und kybernetische Systeme wie sie in der Natur vorkommen und wie sie die Reproduktion der Natur aus sich heraus bedingen. Ein Vordenker Luhmanns im Bereich der theoretischen Biologie war z. B. der Systemtheoretiker Ludwig von Bertalanffy (1901-1972).

Es geht bei Luhmann immer um die Differenz von System und Umwelt (oder System und Lebenswelt) und um die Frage, wie eine Einheit, ein System auf das andere System reagiert: Also wie reagiert das Rechtssystem auf das Wirtschaftssystem oder wie reagiert das soziale System auf das politische System? Welche Grenzen werden gebildet und wie filtern Grenzen die Informationen aus der Umwelt, die als Informationen im System erlebt und verarbeitet werden? Damit hängt die Frage zusammen, welche Resonanz Systeme erzeugen und was sie dafür tun (müssen), dass sie sich von der Umwelt, von anderen Systemen unterscheiden. **Ein weiteres Systemmerkmal ist also die Unterscheidung**

**von anderen, die Unterscheidung verleiht dem System eine Identität und einen Rückbezug auf sich selbst - Selbstreflexivität.** „In der biologischen Theorie lebender Systeme spricht man auch von „Kopplung“, um zu bezeichnen, dass es nirgends vollständige Punkt-für-Punkt-Übereinstimmungen zwischen Systemen und Umwelt gibt, sondern dass ein System sich durch seine Grenzen immer auch gegen Umwelteinflüsse abschirmt und nur sehr selektive Zusammenhänge herstellt. Wäre diese Selektivität der Resonanz oder Kopplung nicht gegeben, würde das System sich nicht von seiner Umwelt unterscheiden, es würde nicht als System existieren.“<sup>2</sup> D.h. um zu existieren, muss ein System sich unterscheiden, und um sich zu unterscheiden, muss es Grenzen markieren. Luhmann hat sich in seinem Buch „Ökologische Kommunikation“ insbesondere mit den Systemen Wirtschaft, Wissenschaft, Recht, Politik, Religion und Erziehung – an anderer Stelle aber auch mit dem System der Liebe -, befasst. Diese Systeme sind gekennzeichnet durch „funktionale Differenzierung“<sup>3</sup> und erfüllen eine Funktion für das Gesamtsystem. Sie sind aber auch innerhalb des Sub- oder Teilsystems funktional differenziert und spezialisiert. Es gibt oft eine Verwaltung, eine IT, eine Beratungs- oder Verkaufseinheit, einen Vorstand, einen Aufsichtsrat usw. Diese erfüllen innerhalb eines Systems immer eine bestimmte Funktion. Weil es innerhalb von Systemen (nehmen wir einmal das der Sozialen Arbeit) verschiedene Funktionsmechanismen gibt, die in unterschiedlicher Weise und schwer nachvollziehbar ineinander greifen, reden wir auch von Komplexität. Eine Streitfrage zum Luhmann'schen Systembegriff war, ob ein System selbst auch dazu da ist, Komplexität zu reduzieren oder ob es eher das Gegenteil bewirkt, nämlich immer komplexer zu werden im Laufe der Zeit.

Kann sich ein System selbst beherrschen, ist es steuerbar, ist es transparent oder eher undurchschaubar? Die Institutionalisierung von Vorgängen oder Dienstleistungen, die z.B. auf einem Rathaus mit verschiedenen Ämtern (Bürgerservice) erbracht werden, dienen ja im Prinzip der Vereinfachung. Etwa bei der Verlängerung des Reisepasses: Gäbe es da keine Stelle, die diesen Akt übernimmt, müsste sich eine Angestellte jedes Mal von Neuem mit dieser Materie beschäftigen. Nun scheint es aber, als wären Ämter oder Stellen in ihrer Eigenreferenz wiederum umständlich und kompliziert. Zumindest ist das regelmäßige Kritik an den Behörden. Und hier sind wir inmitten systemtheoretischer Fragestellungen, die sich beim Marsch durch die Institutionen immer wieder in neuen Ausprägungen stellen und die Auswirkungen bis in das Staatswesen hinein haben können. Um an Lösungen zu kommen, muss ein System – egal ob es eine Heimeinrichtung oder eine große Versicherungsgesellschaft ist, Grenzen ziehen.

**Selbstreferenz oder Selbstreproduktion und Abgrenzung gegenüber anderen Systemen oder der so genannten Umwelt, kann nur über Grenzziehungen erfolgen, wenn wir davon ausgehen, dass selbstreferentielle Systeme operationell geschlossene Systeme darstellen. Es ist dann von Relevanz, wer Teil des Systems ist oder bleibt und wer nicht.** Damit ein System funktionsfähig bleibt, bedarf es exklusiver Mechanismen. Übersetzt in das Erziehungshilfesystem bedeutet dies, wenn die Interventionskompetenz der Sozialarbeiter/innen an ihre Grenzen kommt, wird der oder die Schwierige aus dem System ausgeschlossen! Und so repräsentiert der „Einzelfall“ ein systemtheoretisches Problem der professionellen Sozialen Arbeit insgesamt oder auch der Schulen, nämlich

<sup>2</sup> Niklas Luhmann, Ökologische Kommunikation, Opladen 1986, Seite 41

<sup>3</sup> Dieser Begriff geht zurück auf Herbert Spencer, Niklas Luhmann hat ihn weiterentwickelt. Auf die Begriffe „vertikale Differenzierung“ oder „stratifikatorische Differenzierung“ gehe ich hier nicht weiter ein.

dass eine auf bestimmte funktionale Differenzierung ausgerichtete Profession ihrem Auftrag nicht nachkommt, die nicht-konformen Kinder oder Jugendlichen zu inkludieren. Nicht der Pädagoge wird ausgeschlossen, sondern das Kind. Natürlich bleibt dies jetzt etwas holzschnittartig, aber es zeigt gerade, dass soziale Systeme im Grunde Kommunikationszusammenhänge sind und es deshalb auch eine Frage ist, welche Kommunikationswege und -formen in sozialen (Teil-)Systemen oder Gesellschaften vorhanden sind und bevorzugt werden. Soziale Systeme bestehen streng genommen nicht aus Menschen, sondern aus Kommunikationen. Luhmann würde sagen, dass wir an unsere Sprache gebunden bleiben und nicht alles auf einmal kommunizieren können – so wenig wie wir alles auf einmal sehen oder hören können: „Ein System kann nur sehen, was es sehen kann. Es kann nicht sehen, was es nicht sehen kann. Es kann auch nicht sehen, dass es nicht sehen kann, was es nicht sehen kann.“<sup>4</sup> Diese Formulierung zeigt uns, dass es nicht einfach ist, eine andere, höhere oder repräsentativere Ordnung (2. Ordnung) im System vorauszusetzen, die gerade das sieht, was das System nicht sehen kann. Deswegen tun wir uns leichter, wenn wir akzeptieren, dass es in Systemen eben unterschiedliche Perspektiven gibt, die eingenommen werden können und die mehr oder weniger die Beschreibbarkeit eines Systems ermöglichen. **Damit sich ein System überhaupt selbst beobachten kann, muss es Grenzen ziehen und braucht eine Systemgrenze.**

So lässt sich als Zwischenergebnis der Begriff der Grenze bzw. Entgrenzung differenzieren, wenn wir drei systemtheoretische Merkmale zusammenfassen: Ein System benötigt die Grenze zur Selbstbehauptung, es benötigt die Grenze zur Unterscheidung und es benötigt sie zur Selbstbeobachtung. Eine Frage, die jetzt im Raum steht, lautet: Was heißt es, wenn die Grenzen für die Selbstreferenz bzw. den Eigenbezug verschwinden oder nicht mehr sichtbar sind und damit das System gefährden?

## **Zweiter Zugang: Disziplinarmacht als Dispositiv von Institutionen**

### **- Rückgriff auf Michel Foucault**

#### **Disziplin als Selbsttechnologie**

Zunächst möchte ich den Begriff 'Disziplin' etwas erläutern. Disziplin beruht auf Wiederholung, Wiederholung führt zur Verinnerlichung. Verinnerlichung ist ein seelischer Prozess, d.h. verinnerlichte Disziplin ist Teil unseres Habitus und gehört zum Ensemble der Selbsttechnologien. Der automatische Griff zur Zigarette bei einer Tagungspause erfolgt meistens unreflektiert, weil er habitualisiert ist. Der französische Soziologe und Philosoph Michel Foucault (1926-1984) schreibt dazu: „Die Disziplin ist nicht mehr bloß eine Kunst der Verteilung von Körpern und der Gewinnung und Anhäufung von Zeit, sondern die Kunst der Zusammensetzung von Kräften zur Herstellung eines leistungsfähigen Apparates.“<sup>5</sup> Die Frage der Disziplin kann damit als Frage nach dem Entwurf und der Bedeutung von Selbsttechnologien formuliert werden. Foucault hat in seinem viel beachteten Buch 'Überwachen und Strafen' eine sozialhistorische Analyse zur Entstehung der Gefängnisse vorgelegt. Darin wird Disziplin eingeführt als Selbsttechnologie, die auf die Geschichte des Militärs zurückgeht, worin der Mensch zur Maschine umfunktioniert wird: Es kommt auf die richtige Körperhaltung und auf die Automatik der Gewohnheiten an, also auf den gelehri- gen Körper des Soldaten und dessen reibungsloses Funktionieren für den Krieg. Der Körper muss dazu analysierbar sein, man muss die Funktionen kennen, um ihn zu manipulie-

4 Niklas Luhmann, Ökologische Kommunikation, Opladen 1986, Seite 52

5 Michel Foucault, Überwachen und Strafen, Frankfurt/M 1977, Seite 212

ren. Diese Erkenntnis wurde laut Foucault im Laufe der letzten Jahrhunderte auf andere gesellschaftliche Bereiche übertragen: Auf Schulen, Spitäler, Krankenhäuser, Gefängnisse oder psychiatrische Einrichtungen. Institutionen verlangen Disziplin und sichern damit ihre Funktion und Eigenlogik ab. Natürlich haben sich die Funktionsweisen im Laufe des zivilgesellschaftlichen Prozesses verändert, der Körper ist bspw. in Schulen nicht mehr das Ziel von Strafen, die Mittel zur Disziplinierung der Schüler sind wohl humaner, aber auch subtiler geworden.

Disziplinierung läuft in unserer Gesellschaft also unterschwelliger ab, sie ist aber gebunden an zeitliche, räumliche, normalisierende und regulative Abläufe, die eine Institution vorgibt. Didaktische Aspekte von Disziplin sind nach wie vor präsent und machen auch Sinn, sie sollen sich aber nicht an Strategien der Demütigung orientieren. Wäre Disziplin manifest durch Zeremonien wie Strammstehen (wenn der Lehrer das Klassenzimmer betritt) oder dadurch, dass Hände zur Fingernagelkontrolle flach auf den Tisch gelegt werden (was Mitte des 20. Jahrhunderts noch durchaus üblich war), wäre die Kritik an solchen Methoden nicht weit und die Übeltäter wären bald am pädagogischen Pranger. Festzuhalten bleibt hier jedenfalls, dass jegliche Institutionen auf verschiedene Weise „Disziplinarmacht“ (wie es Foucault ausgedrückt hat) ausüben, weil sie das disziplinarische Fundament definieren und ihre Haus-Macht mit dem feinen Netz der Disziplin verweben.

An der (post-)modernen Architektur öffentlicher Bauten, die oft auch als kühl und distanziert wahrgenommen wird, lässt sich zeigen, dass das Prinzip der disziplinierenden Struktur, die baulich zum Ausdruck gebracht wird, weitgehend fehlt; die Architektur ist heute weniger an der Disziplinarmacht ausgerichtet, sondern auf Kommunikation ausgelegt. Das stimmt natürlich nur bedingt, wenn wir Institutionen differenziert betrachten. Es macht einen Unterschied, ob wir in einer Behörde, einem Krankenhaus, einer Schule oder einer Bibliothek nach disziplinierenden Indikatoren, die in Räumen eingelassen sind, suchen. In allen Gebäuden finden wir aber durchgehend konstitutive und den Zweck bestimmende Elemente, die den sozialen Habitus durch Architektur in gewisser Weise vorgeben. Das Habitat bestimmt den Habitus. Es macht also einen Unterschied, ob es z.B. um Verwaltung, Versorgung, Bildung oder Beteiligung geht. Der von Foucault sozialhistorisch analysierte Panoptismus von Strafanstalten im 19. Jahrhundert hat inzwischen eine neue Bedeutung erlangt. Ging es dabei für die Wachmannschaften insbesondere darum, in alle Parzellen einen umfassenden Einblick und eine generelle Kontrolle über die Gefangenen im Innenraum zu erhalten, ist es heute sogar erwünscht, das Geschehen in öffentlichen Gebäuden von außen einsehen zu können. Die Blickgrenzen zwischen Drinnen und Draußen scheinen zumindest für neugierige und interessierte Betrachter aufgehoben oder in gewisser Weise entgrenzt zu sein. Das Innenleben soll auch von außen sichtbar und optisch überwindbar sein.

### **Disziplinarmacht**

Nun möchte ich auf den Begriff „Disziplinarmacht“ von Michel Foucault eingehen, um darzulegen, wie sich Macht in Institutionen im wörtlichen Sinne verkörpert. Foucault fragt weniger nach dem, was Macht ist, sondern fragt nach der Funktion von Macht. Dazu möchte ich folgendes vorausschicken: Mit der Geburt der Gefängnisse ging die Reformkritik einher, dass im Kerker die Kriminalität nur noch wachse, wenn die Kriminellen Tag für Tag miteinander Umgang haben und sich gegenseitig in anomischen Techniken „ausbilden“ und sich zur Kriminalität anstacheln würden. Verbrechen wurden in dieser Epoche als selbstverständliche anthropologische Konstante gesehen. Im Wintersemester 1972/73

befasst sich Foucault mit der Strafgesellschaft. Damit entstand gleichzeitig die Grundlage für 'Surveilles et punir', also für 'Überwachen und Strafen'. Foucault vertrat die These, dass das sich im 19. Jahrhundert etablierende Strafsystem nicht das Ergebnis einer veränderten sittlichen Wahrnehmung sei, sondern vielmehr die Konsequenz eines wiedererwachenden Interesses für die körperliche Leistungskraft im Zeitalter der Industrialisierung und der Zugriff auf den Körper. So muss dieser Vorgang analog zur industriellen Revolution gesehen werden, um zu verstehen, dass die dadurch veränderten Anforderungen an die Individuen als Produktivkräfte gestellt wurden.

So war die Französische Revolution - auch was die Strafpraxis und Verbrechensbekämpfung anbelangt - ein historischer Einschnitt, dem ein humanistischer Schub vorausgegangen war: Die Erfindung der Guillotine ist ein Beispiel dafür (auch wenn sich das skurrill anhört). Nach und nach wurden die Hinrichtungen in den Gefängnissen durchgeführt. Foucault nennt die Zeit vor der Französischen Revolution das Ancien Regime. Gemeint ist das vorhergegangene, alte Regime der Monarchie, des Souveräns, innerhalb dessen der Zugriff auf den Körper durch Folter und Marter Gang und Gäbe der Bestrafung war. Hinrichtungen waren öffentlich, sie sollten immer einen abschreckenden Effekt haben und die Rache des Königs an dem Verbrechen demonstrieren. Das Volk konnte aber auch Solidarität mit dem Gemarterten entwickeln. Der König oder Souverän fungierte dabei als oberste Autorität bzw. als höchste Vaterinstanz – und dem Vater oblag die Bestrafung. So beginnt Foucault sein Buch mit der Marter und Vierteilung des Vatermörders Damiens: „Diese Operation war sehr langwierig, weil die verwendeten Pferde ans Ziehen nicht gewöhnt waren, so dass man an die Stelle von vier deren sechs einsetzen musste; und als auch das noch nicht genug war, musste man, um die Schenkel des Unglücklichen abzutrennen, ihm die Sehnen durchschneiden und die Gelenke zerhacken...“<sup>6</sup> Dieses Zitat als „Vorgesmack“ für diejenigen, die es vielleicht lesen wollen.

Mit der Entstehung des Industriekapitalismus und der bourgeois Lebensweise veränderte sich die Strafpraxis<sup>7</sup>, nicht zuletzt deshalb, weil der Eigentumsbegriff sich veränderte. Es gab z.B. in diese Zeitspanne eine drastische Zunahme der Diebstähle im öffentlichen Raum. Der disziplinarische Zugriff auf den Körper der Verurteilten geriet immer mehr zum Zugriff auf die Seele und aus Kerkern wurden Besserungsanstalten. Die Delinquenten wurden von nun an nicht mehr körperlich bestraft, d.h. durch Marter oder Folter, sondern sie wurden erzogen, dressiert, es wurden Verhaltensmuster und Gewohnheiten einstudiert. Sie wurden Objekte von Charakterstudien und der Umgang mit ihnen blieb der Öffentlichkeit vorenthalten, sie sind ganz und gar der Autonomie der Vollzugsinstanzen ausgeliefert. Was sich hier ergo mit dem Wort „Disziplin“ umschreiben lässt, war eine neue Form zur Durchsetzung und Manifestation Macht - genannt Disziplinarmacht: „Sie definiert, wie man die Körper der anderen in seine Gewalt bringen kann, nicht nur, um sie machen zu lassen,

6 Michel Foucault, Überwachen und Strafen, Frankfurt/M 1977, Seite 9

7 Mit der politischen Ökonomisierung der Körper gingen auch die großen Strafrechtsreformen einher. Sie waren aber weniger das Werk politischer Neuerungen, sondern kamen aus dem Justizapparat selbst. Die Rechtsgewalt sollte nicht mehr nur von Privilegien, die widersprüchlich waren, abhängen. Gemeint sind Gerichte, Prozeduren, Prozessführer und sogar privilegierte Delikte, die nicht unter das allgemeine Recht fallen. „Die Richterämter werden verkauft und vererbt; sie haben einen Tauschwert, und die Rechtsprechung ist kostspielig.“ (M.Foucault, Seite 100) Es ging im Wesentlichen darum, eine einheitliche Rechtsprechung einzuführen und einen funktionsfähigen gerichtlichen Überbau zu schaffen; der Grundstein zum technokratischen Justizapparat war gelegt. Dabei gilt es natürlich auch, den Staat als verfassungsgebendes Organ zu schützen, d.h. der Öffentlichkeit sollte deutlich gemacht werden, dass sie vor Gesetzesbrecher geschützt wird; also hatte diese Strategie auch präventiven Charakter.

was man verlangt, sondern um sie so arbeiten zu lassen, wie man will: Mit den Techniken, mit der Schnelligkeit, mit der Wirksamkeit, die man bestimmt. Die Disziplin fabriziert auf diese Weise unterworfenen und geübten Körper, fügsame und gelehrige Menschen. Die Disziplin steigert die Kräfte des Körpers (um die ökonomische Nützlichkeit zu erhöhen) und schwächt diese selben Kräfte (um sie politisch fügsam zu machen).<sup>8</sup> Der menschliche Körper, gemeint ist im Prinzip der Mensch, wird gespalten in „Fähigkeit“ und „Tauglichkeit“. So wurden „brauchbare“ Individuen für den Produktionsprozess geschaffen. Übertragen auf Erziehung in Schulen und Institutionen bedeutet dies, wer mit der Macht zur Disziplinierung ausgestattet ist, hat die Disziplinarmacht. Mir ist natürlich bewusst, dass die Bandbreite der Disziplinierung von der alltäglichen Wiederholung – pünktlich zum Unterricht erscheinen, seinen Platz im Klassenzimmer oder am Esstisch einzunehmen, seine Lernmaterialien bereithalten, dem Lehrer zuhören und nicht sprechen oder fragen, wenn man vom Platz oder bei Tisch aufsteht usw. bis hin zur Einübung von Gruppen- und Verhaltensregeln oder einen Acht-Stunden-Tag durchzuhalten – groß ist. Es geht mir darum, die Bedeutung von Disziplin und Disziplinierung als unhinterfragtes Instrument der Pädagogik in den Vordergrund zu stellen. Und die Frage ist, wer überwacht, kontrolliert und sanktioniert. Der Delinquent musste keine Buße mehr tun, indem er physischen Grausamkeiten ausgesetzt wurde, sondern er wurde „behandelt“. Es wurden Gutachten zu seiner Person erstellt, Mediziner wurden eingeschaltet. Später kamen bekanntlich noch Psychologen, Pädagogen und Sozialarbeiter hinzu: „Wir leben in der Gesellschaft des Richter-Professors, des Richter-Arztes, des Richter-Pädagogen, des Richter-Sozialarbeiters; sie alle arbeiten für das Reich des Normativen; ihm unterwirft ein jeder an dem Platz, an dem er steht, den Körper, die Gesten, die Verhaltensweisen, die Fähigkeiten, die Leistungen. In seinen kompakten und diffusen Formen, mit seinen Eingliederungs-, Verteilungs-, Überwachungs- und Beobachtungssystemen war das Kerkersystem in der modernen Gesellschaft das große Fundament der Normalisierungsmacht.“<sup>9</sup> Die Humanwissenschaften wurden in den Dienst der Praxis gestellt und tragen seitdem zur „Ökonomie der Macht“ bei. Sie alle verkörpern nach Foucault Macht – zwar nicht als Mächtige im Sinne von Herrscher über das Volk -, aber sie repräsentieren, ja sie demonstrieren Macht. Nicht nur abstrakt, sondern ganz konkret in der alltäglichen Arbeit und Interaktion. Foucault spricht in diesem Kontext von der politischen Ökonomie des Körpers. „Aber der Körper steht auch unmittelbar im Feld des Politischen; die Machtverhältnisse legen ihre Hand auf ihn; sie umkleiden ihn, markieren ihn, dressieren ihn, zwingen ihn zu arbeiten, verpflichten ihn zu Zeremonien, verlangen von ihm Zeichen.“<sup>10</sup> Wir sprechen nicht zufällig von „Lehrkörper“ oder „Körperschaft des öffentlichen Rechts“.

### **Zusammengefasste Thesen zur Funktionsweise der Macht nach Michel Foucault**

1. Die Wirkung der Macht wird völlig verkannt, wenn sie als Besitz oder Privileg einzelner betrachtet wird. Nach Foucault ist Macht vielmehr in ein Feld von Beziehungen eingelassen, in dem es keine absolut privilegierte und unanfechtbare Stellung gibt. Betont wird der Charakter der Macht als einer Beziehung zwischen verschiedenen Subjekten. Macht ist herstellbar in sozialen Beziehungen, in der sich Akteure vorfinden und die sich zu Systemen kristallisieren. Macht in Beziehungen ist auch umkehrbar (vgl. politische oder soziale

8 Michel Foucault, Überwachen und Strafen, Frankfurt/M 1977, Seiten 176/177

9 Michel Foucault, Überwachen und Strafen, Frankfurt/M 1977, Seiten 392/393

10 Michel Foucault, Überwachen und Strafen, Frankfurt/M 1977, Seite 37

Systeme). Sie ist zwar gesellschaftlich vorstrukturiert, dennoch wäre es zu einfach, Macht nur als starres System oder feste Struktur zu sehen – der Widerstand ermöglichende Aspekt wäre damit ausgeschlossen. Wir müssen an der Stelle auch unterscheiden zwischen Macht und Herrschaft oder zwischen Gewalt und Macht. Gewalt ist ein gewichtiges Machtmittel neben anderen Machtdispositionen.

2. Daraus erklärt sich die Dezentralität der Macht: Sie kommt nicht nur von oben, sondern auch von unten, „d.h. sie beruht nicht auf der allgemeinen Matrix einer globalen Zweiteilung, die Beherrscher und Beherrschte einander entgegengesetzt und von oben nach unten auf immer beschränktere Gruppen und bis in die letzten Teile des Gesellschaftskörpers ausstrahlt.“<sup>11</sup> Sie wirkt in Produktionsapparaten genauso wie in Gruppen, Familien oder Institutionen. Sie durchzieht die gesamte lebensweltliche Praxis. Foucault spricht hier von der „Mikrophysik der Macht“ der „gelehrigen Körper“. Staat und Ökonomie funktionieren gerade deshalb, weil sich Machtpraktiken auch in kleineren gesellschaftlichen Einheiten fortsetzen. Kein System beruht ausschließlich auf einer hierarchischen Statik der Macht. Moderne Wirtschaftsformen funktionieren, weil der einzelne seine Arbeitskraft effektiv einzusetzen imstande ist (vgl. Habitualisierung von Disziplinen).

3. Wenn wir uns diese Aspekte anhand der Funktionsweise von Institutionen vorstellen, wird deutlich, dass Macht keineswegs nur negativ verstanden zu werden braucht. Sie schließt nicht nur aus, unterdrückt oder zensiert. In Wirklichkeit ist sie produktiv: jede/r Einzelne ist mit bestimmten Machtpraktiken ausgestattet und kann dafür sorgen, „dass der Laden läuft“. Jede und jede repräsentiert in gewisser Weise und unter bestimmten Umständen Macht. Im Kontext von Macht entwickeln sich „soziale Konstruktionen“, die, solange sie funktionsfähig bleiben, die Machtstruktur am Leben erhalten.

### **Asymmetrische Abhängigkeit**

Ebenso wie die Selbstbehauptung, Selbstbeobachtung sowie die Unterscheidung ist auch die Funktion und Bedeutung von Macht ein weiterer systemtheoretischer Aspekt, der – auch im Hinblick auf die Frage nach der Grenze bzw. der Entgrenzung – in der pädagogischen Praxis bestimmte Auswirkungen auf Handlung und Interaktion hat und der Reflexionsgegenstand sollte. Klaus Wolf hat (mit Bezug auf Norbert Elias) auf die Dynamik der Abhängigkeit zwischen Menschen hingewiesen. Damit komme ich zum letzten Aspekt meines Vortrages. Im Feld der Sozialen Arbeit ist die Abhängigkeit zwischen Erzieherinnen/Erzieher und Kindern und Jugendlichen von einem institutionellen Machtverhältnis geprägt, das auf das Problem der asymmetrischen Abhängigkeit aufmerksam macht. Als Frage formuliert: Ist das Kind in einem Heim mehr auf die Erzieherin angewiesen oder umgekehrt?

„Der eine Mensch ist vom anderen abhängig und dieser von ihm. Macht besteht dann, wenn der eine stärker abhängig ist als der andere. Diese Unterschiede – Elias (1986) nennt sie Machtdifferentiale – also die Differenz der beiden Abhängigkeiten in der Beziehung zwischen zwei Menschen ist entscheidend. Macht wird somit zum Bestandteil der sozialen Beziehung, nicht zum Merkmal des einzelnen Menschen. In einer bestimmten Beziehung zu einem bestimmten Zeitpunkt besteht ein solches Machtdifferenzial und seine Stärke besteht in der Relation dieser beiden Abhängigkeiten.“<sup>12</sup> Im Rückgriff auf die Entstehung von Disziplinarmacht muss sich das System (z.B. Einrichtung der Erzie-

<sup>11</sup> Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, Frankfurt/M 1977, Seite 215

<sup>12</sup> Klaus Wolf in: *Neue Praxis, Machtstrukturen in der Heimerziehung*, 6/2010, Seite 545

hungshilfe) die Frage stellen, ob es darauf ausgelegt ist, die Abhängigkeit seiner Schutzbefohlenen während des Aufenthaltes zu erhöhen, also die Abhängigkeit zu steigern, oder auf eine möglichst ausgeglichene Balance zwischen pädagogischem Personal und den Heimkindern hinzuwirken. Abhängigkeit kann ich bspw. erhöhen, wenn ich den Zugang der Kinder zu Menschen (auch Familienkontakte, zu Freunden, Verwandten usw.) außerhalb der Einrichtung einschränke. An dieser Stelle erinnere ich nochmals an den Begriff „Totale Institution“. Abhängigkeiten zwischen Menschen sind ja nicht statisch und können sich verändern, sie sind ein Prozess und der eben genannte Norbert Elias bezeichnet Macht als eine Struktureigentümlichkeit<sup>13</sup>, die es zwischen allen Menschen, die in irgendeiner Beziehung zu einander stehen, gibt. Wir können also bei der Praxisreflexion das so genannte Interdependenzgeflecht (Elias) zwischen Menschen betrachten und uns dazu die Frage stellen, was das jeweilige System dabei bewirkt oder wie es Interdependenzen beeinflusst. Sowohl bei Foucault als auch bei Elias können wir sehen, dass Macht einen polymorphen Charakter (Elias) aufweist, der nicht nur von einer Person, einem Despoten oder einer Diktatorin ausgeht. Macht kann nicht vollkommen personifiziert werden. Vielmehr ist Macht in von Menschen repräsentierten Strukturen eingelassen, deren Quellen aufgespürt werden müssen, wenn Machtbeziehungen in Systemen analysiert werden sollen. Wer trifft Personalentscheidungen, wer entscheidet, für was wie viel Geld ausgegeben wird, wer bestimmt (über) die Unternehmensphilosophie oder die Organisationsstruktur? Wer verantwortet die Sinnkonstruktion und verteilt Gratifikationen? In der Konsequenz können Machtanteile bei den handelnden Personen (Differentialverschiebungen) in Bewegung gebracht werden, auch wenn die Fließgeschwindigkeiten bekanntermaßen recht unterschiedlich und Veränderungen manchmal zäh und aufwendig sein können.

Mein Anliegen ist es ja, system- bzw. machttheoretische Erklärungslinien bei der Praxisreflexion mit zu bedenken und damit Zugänge für weitere Perspektiven, die den Blick auf eine Sache, eine Situation, einen Fall oder ein Problem öffnen und damit vielleicht neue oder andere Handlungsoptionen ermöglichen. Ich frage Sie, ob sich Ihre Organisationen, in denen sie arbeiten, eher im Prozess oder eher in einem statischen oder zementierten Zustand befinden. Und wie würden Sie diesen Prozess oder Zustand beschreiben? Es gibt kein theoretisches Allheilmittel, das nur angewendet werden muss und schon haben wir für alles eine Erklärung und alles wird gut. Sich systemtheoretischer Aspekte zu bedienen, um die vielfältigen Themenstellungen in der Praxis in ein anderes Licht zu rücken, kann nicht verordnet, sondern muss gewählt werden.

September 2016

---

13 Vgl. Norbert Elias, Was ist Soziologie?, Weinheim 1986, Seite 96 ff